

Friedrich Pohlmann, Individualität, Geld und Rationalität. Georg Simmel zwischen Karl Marx und Max Weber. Stuttgart: Ferdinand Enke Verlag 1987. 118 Seiten. ISBN 3-432-96511-7. Preis: DM 39,-.

Hinsichtlich der Versuchung, die Geschichte der Soziologie entweder in Form einer kumulativen Fortschrittsgeschichte bezüglich der Bearbeitung zentraler, auch die zeitgenössischen Sozialwissenschaften beherrschenden Themenstellungen zu schreiben oder sie aber in Gestalt einer jeweils separaten Behandlung des Gesamtwerkes einiger großer „Klassiker“ als übergreifenden geistesgeschichtlichen Zusammenhang aufzulösen, nimmt das vorliegende Buch von Friedrich Pohlmann gewissermaßen eine Zwischenstellung ein: zum einen versucht es, das ökonomiekritische „Spätwerk“ (S. 6) von Karl Marx, das „kulturwissenschaftliche Werk“ (S. 1) von Georg Simmel und Max Webers „Theorie der Moderne“ (S. 97) dergestalt in einen entwicklungsgeschichtlichen Zusammenhang zu stellen, daß deutlich wird, in welchem Umfang eine ursprünglich vornehmlich auf den ökonomischen Bereich beschränkte Untersuchung von gesellschaftlichen Rationalisierungsprozessen sukzessiv auf eine universalgeschichtlich ausgerichtete Analyse des genuin „okzidentalen Rationalismus“ in allen gesellschaftlichen Teilbereichen ausgeweitet worden ist; zum anderen macht Pohlmanns Buch bereits durch seinen Titel deutlich, daß es dabei den Arbeiten Georg Simmels die zentralen Themen dieses werkgeschichtlichen Vergleichs entnimmt und ihnen innerhalb des zugrundegelegten entwicklungsgeschichtlichen Zusammenhangs eine „systematische Zwischenstellung“ (S. 4) einräumt, welche zugleich die herausragende Rolle erklärt, die Simmels Werk im Vergleich zu dem von Marx und Weber in der vorliegenden Untersuchung einnimmt. Eine Beurteilung von Pohlmanns Buch muß demnach sowohl von der Beantwortung der Frage abhängig gemacht werden, was es zur Verdeutlichung des von ihm postulierten themengeschichtlichen Zusammenhangs zwischen den Werken von Marx, Simmel und Weber beizutragen imstande ist, als auch von der Einschätzung, welches neue Licht dabei möglicherweise insbesondere auf das „kulturwissenschaftliche Werk“ von Georg Simmel fällt.

Hinsichtlich der Bearbeitung des übergrei-

fenden Themenzusammenhangs, welcher die Werke von Marx, Simmel und Weber in einen entwicklungsgeschichtlichen Zusammenhang stellen soll, ist das vorliegende Ergebnis eher enttäuschend. Dieser Eindruck resultiert nicht nur aus der sowohl in qualitativer als auch in quantitativer Hinsicht ungleichgewichtigen Behandlung der von Pohlmann für sein Thema ausgewählten „Klassiker der Sozialwissenschaft“ (neben einem einleitenden Kapitel werden der Analyse von Simmels Werk 69 Seiten, dem von Marx und Weber dagegen nur 22 bzw. 18 Seiten gewidmet), sondern auch aus dem Umstand, daß das bereits durch den Titel angezeigte Rahmenthema für den angestrebten Vergleich – nämlich das Verhältnis von moderner Geldwirtschaft, den durch sie eingeleiteten bzw. mitbedingten gesellschaftlichen Rationalisierungsprozessen und die Ausbildung entsprechender, spezifisch moderner Formen personaler Identität – im Grunde nur in bezug auf die Interpretation des Simmelschen Werkes eine systematische Anwendung findet. Anstelle des für seine Interpretation des Simmelschen Werkes charakteristischen Spannungsverhältnisses zwischen „Rationalität“ und „Individualität“ tritt in Pohlmanns Behandlung des Marxschen „Spätwerks“ dagegen eine Darlegung des Spannungsverhältnisses zwischen teilbereichsspezifischen Rationalisierungsprozessen auf der innerbetrieblichen Ebene und der „Irrationalität“ des Gesamtsystems der kapitalistischen Produktionsweise; ihr entspricht dabei zugleich eine „Konfrontation der Merkmale innerbetrieblicher und gesamtgesellschaftlicher Arbeitsteilung“ (S. 15). Webers Untersuchungen des spezifisch okzidentalen Rationalisierungsprozesses werden nicht im Hinblick auf die Frage behandelt, welche Formen von personaler Identität bzw. welche Art von „Menschentum“ das von ihm im einzelnen beschriebene „stahlharte Gehäuse“ der modernen Lebensführung überhaupt noch zuläßt, sondern hinsichtlich der Frage, welches Spannungsverhältnis zwischen unterschiedlichen Formen der Rationalität selbst – nämlich der formalen und der materiellen – in den Bereichen der Wirtschaft, des modernen Rechts und der Bürokratie auftreten. Damit werden aber zugleich auch wichtige Vergleichsmöglichkeiten verschenkt, die sich aus einer vollen Ausschöpfung des Rahmenthemas der vorliegenden Studie ergeben würden. Insbesondere ist dem Rezensenten nicht klar

geworden, warum Pohlmann gänzlich auf eine Berücksichtigung von Webers Religionssoziologie und der entsprechenden neueren Sekundärliteratur hierzu verzichtet und damit die Chance vergift, den von Weber als „Paradoxie der Folgen“ näher gekennzeichneten okzidentalen Rationalisierungsprozeß mit Simmels Beschreibungen und Analyse der „Tragödie der Kultur“ in ein sich wechselseitig erhellendes Verhältnis zu setzen.

Gegenüber der fragwürdigen Behandlung des Rahmenthemas fallen dagegen Pohlmanns einzelne Untersuchungen von Aspekten des Simmelschen Werkes positiv ins Auge. Es sind dies zum Teil Ausführungen, in denen von ihm zugleich wichtige Bezüge zu den Werken anderer soziologischer Klassiker deutlich gemacht werden können. So z.B. hinsichtlich der Nähe von Webers Konzept der „Verantwortungsethik“ zu Simmels Entwurf eines „individuellen Gesetzes“ (S. 37 ff.); hinsichtlich vieler Parallelen und „Wahlverwandtschaften“ zwischen Simmels „Erkenntnistheorie der Geschichtswissenschaft“ und Webers „Wissenschaftslehre“ (S. 42 ff.); hinsichtlich Simmels Analyse der Entfaltung einer reflexiven Ich-Identität im Rahmen seiner Behandlung des zweiten „soziologischen Apriori“ und ihrer Nähe zum Konzept des „generalisierten Anderen“ bei George Herbert Mead (S. 63 f.); schließlich auch hinsichtlich Simmels Rekonstruktion der durch die Entwicklung der Geldwirtschaft bedingten Veränderungen einzelner Verhaltensregulative und ihren Entsprechungen innerhalb der Zivilisationstheorie von Norbert Elias (S. 79 f.). Diese und andere, von Pohlmann mit Akribie untersuchten Aspekte des Simmelschen Opus werden überzeugend dargestellt und hätten auch ohne das vorangestellte Marx- bzw. angehängte Weber-Kapitel eine monographische Veröffentlichung der erzielten Ergebnisse gerechtfertigt. Man wird in diesem Zusammenhang den Eindruck nicht los, daß Pohlmann nur deshalb von der Publikation einer reinen Simmelmonographie glaubte Abstand nehmen zu müssen, weil er nach den entsprechenden Untersuchungen von Dahme (1981), Frisby (1981, 1984) und Bevers (1985) eine weitere Monographie solcher Art nicht mehr gerechtfertigt sah und offenbar glaubte, Simmel durch die Andeutung einer thematischen Nachbarschaft zu Marx und Max Weber aufwerten zu müssen, ohne dabei allerdings die Vielzahl

der sich dabei ergebenden Bezüge auch nur ansatzweise auszuschöpfen.

Aber nicht nur die bereits durch den Titel versprochenen Bezüge zwischen den Werken von Marx, Simmel und Weber, sondern auch die von Pohlmann hergestellten Beziehungen zwischen den einzelnen Teilen von Simmels Werk gerieten dem durch das neuerliche Auftreten diverser „Anti-Soziologen“ sensibilsierten Rezensenten zum Problem: Pohlmann spricht einerseits von dem „kulturwissenschaftlichen Werk“ Georg Simmels als dem zentralen Gegenstand seiner Analysen (S. 1), andererseits unterstellt er Simmel die „Idee einer Gesamtkonzeption sozialwissenschaftlicher Forschung“, die dieser in seinen konkreten Arbeiten jedoch nur „bruchstückhaft“ verwirklicht habe (S. 28 f.). In der Tat hat Simmel an verschiedenen Stellen seines Werkes zwei prinzipielle Grenzen einer jeden „exakten“ Wissenschaft angegeben, derer sich auch die Soziologie selbst vergewissern muß, will sie sich als „reine“ bzw. „formale“ kennzeichnen lassen: Jenseits dieser Grenzen befinden sich ihm zufolge nämlich zum einen die philosophische Erkenntnistheorie, zum anderen dagegen die Metaphysik und die Moralphilosophie. Analog zu dieser Einteilung grenzt nun Pohlmann sowohl die Erkenntnistheorie und Methodologie als auch die Sozialphilosophie und Ethik von dem eigentlichen „gesellschaftsanalytischen Werk“ Simmels ab, dem er Simmels „Philosophie des Geldes“ als auch seine „Soziologie“ zuordnet. Innerhalb einer solchen Werkeinteilung kann aber in der Tat nicht mehr deutlich gemacht werden, warum die „Philosophie des Geldes“ gegenüber dem „formal nicht so geschlossenen Charakter“ (S. 28) seiner „Soziologie“ ein durchaus systematisches, abgerundetes Ganzes darstellt, demgegenüber sich auch das sogenannte „Hauptwerk“ von Max Weber – nämlich „Wirtschaft und Gesellschaft“ – als wesentlich „theoretisch uneinheitlicher“ (S. 97) erweist! Könnte es nicht sein, daß einer der wirkungsgeschichtlich bedeutsamsten Texte der klassischen deutschen „Soziologie“ gar kein einzelwissenschaftlich zurechenbares Werk darstellt und gerade deshalb den fragmentarischen Charakter jeder einzelwissenschaftlichen Wirklichkeitserkenntnis und damit zugleich auch die Beschränktheit ihrer theoretischen Darstellungsformen überwindet, weil es bewußt des Erbes der traditionellen Metaphysik antritt und in

gewissem Maße auch eine solche beinhaltet, nur – um mit Simmel zu sprechen – eben nicht die eines „absolutistischen“, sondern die eines „relativistischen“ Weltbildes? Vielleicht ist Simmel auch in dieser Hinsicht seinen eigenen Grundsätzen treuer gewesen, als seinen heutigen fachwissenschaftlichen Erben und Interpreten eigentlich lieb sein kann.

Klaus Lichtblau

*
Charles Crothers, Robert K. Merton. London: Tavistock Publ. 1987. 176 Seiten. ISBN 0-745-801 23-4. Preis: £ 14,-.

Robert Mertons Beitrag zur Soziologie ist in den gegenwärtigen Diskussionen eher in schlagworthaften Erinnerungen als mit seinen theoretischen Einsichten präsent. Die mittlere Reichweite von Theorie, mit der Merton die unattraktive Alternative zwischen übergeneralisierter Allgemeiner Theorie und abstraktem Empirismus überwinden wollte, war eine zu bequeme Formel und wurde problemlos von Lazarsfeld besetzt; andererseits bewegt sich die jüngere Allgemeine Theorie mehr denn je in der Region letzter Bestimmungen, von denen sie sich allenfalls ad hoc zu Gegenwartsdiagnosen herabläßt. Beiläufig erinnert man sich nach der Kuhnschen Wende der Wissenschaftstheorie an einige seiner wissenschaftssoziologischen Thesen aus den 30er und 40er Jahren. Die funktionale Analyse, das kontroverse Thema der 60er Jahre, scheint dem ideologiekritischen Druck gewichen und erregt bisweilen nur noch in Randbereichen des akademischen Marxismus die Gemüter.

Charles Crothers Werkmonographie setzt an, Mertons Soziologie aus einer voreilig abgeschlossenen Vergangenheit zu befreien. Crothers hält Merton für einen heimlichen Klassiker, für einen ‚unintended general theorist‘, dessen Einfluß auf die Nachkriegssoziologie eher höher einzuschätzen sei als der von Parsons. Seine Arbeit setzt sich zum Ziel, aus dem essayistischen Erscheinungsbild von Mertons Soziologie ein allgemeines Modell theoretischer Analyse herauszuarbeiten: „Merton's own emphasis on ‚middle-range theorizing‘ has blinded us, as well as Merton himself, to the fact that he has actually built up a flexible and powerful analytical framework that actually is a general theo-

ry“ (S. 20). Crothers gibt zunächst einen Überblick über Mertons Biographie, an die er eine Analyse seiner Position im disziplinären System der amerikanischen Soziologie anschließt, in dem Merton bis in die späten 60er Jahre zum meist zitierten Autor avanciert war. Seine strategische Stellung sei der Kooperation mit Lazarsfeld zu verdanken gewesen, die weit fruchtbarer als Parsons' Zusammenarbeit mit Stouffer verlaufen sei.

Das 4. Kap. widmet sich dann Mertons ‚manifestester allgemeiner Theorie‘: der bekannten Kodifizierung der funktionalen Analyse aus dem Jahr 1948, seiner strukturalistischen Programmik aus den 70er Jahren, schließlich Mertons durchgehendem Thema der ‚sozialen Ambivalenz‘. Crothers verzichtet zugunsten einer konzisen Darstellung auf formale Rekonstruktionen und beschränkt seine Kommentare auf jene Punkte, die die gängige Funktionalismuskritik konsequent übersieht. Von ihnen wären insbesondere folgende zu unterstreichen. Zum einen trennt Merton klar zwischen Funktionen und Mechanismen, die funktionale Erfordernisse erfüllen; funktionale Erklärungen wären demnach keineswegs zirkulär, wohl aber von konkreten Detailanalysen funktionaler Mechanismen abhängig. Zum anderen ist der Begriff der Funktion handlungstheoretisch eingeführt: als Bezeichnung für nicht intendierte Handlungsfolgen. Er kann sich auf die elementare Beobachtung berufen, an der allein ein Solipsismus vorbeikäme, daß sich nämlich Handlungsabsichten und -folgen keineswegs decken müssen. Allein auf (potentielles) Handlungsbewußtsein, sei's auf das Selbstverständnis der Akteure, sei's auf die interpretative Fähigkeit der Forscher bezogen, macht Mertons Unterscheidung zwischen manifesten und latenten Funktionen Sinn. Soziologische Aufklärung über unzureichend reflektierte Handlungsfolgen, lautet sein Programm.

Gleichwohl verzichtet Merton im Unterschied zu Parsons oder Luhmann darauf, funktionale Tatbestände in einer fiktiven gesellschaftlichen Einheit, in konsensuellen ‚letzten Werten‘ oder ‚Letztproblemen‘ des Sinns aufzufangen. Nicht zuletzt daraus erklärt sich seine Zurückhaltung in Sachen ‚Allgemeiner Theorie‘. Sofern Mertons Funktionalismus Raum für widersprüchliche funktionale Bezüge läßt, läßt er zu klassentheoretischen Anreicherungen ein – wobei Crothers im 7. Kap. (‚Merton